Ein Schüler von Sherlock Holmes.

Dem Englischen nacherzählt von J. Cassirer.

An einem Sonnabend Morgen im November 19.... befand sich die gesammte Bevölkerung des Dorfes Leerwitz in der Provinz Hessen in größter Aufregung. Die alte Frau Schlottke war in dem kleinen Häuschen, in dem sie länger als die Erinnerung der ältesten Leute reichte, gewohnt hatte, ermordet aufgefunden worden.

Wer war der Mörder? Die Frage ging von Mund zu Munde, aber niemand wußte eine Antwort darauf zu geben.

Die Ermordete war die Wittwe eines gewissen Karl Schlottke, der sich vor Jahren durch den Abbau eines Steinbruches ein kleines Vermögen erworben hatte. Das kleine Haus, in dem die Mordthat geschehen war, hatte er sich selbst gebaut und es seiner Wittwe hinterlassen, die von den Zinsen ihres kleinen Kapitals ihren bescheidenen Lebensunterhalt bestreiten konnte.

Die alte Frau Schlottke war eine komische alte Dame — sie fürchtete weder Gott noch Teufel, wie die Dörfler sagten — und lebte in ihrem Häuschen ganz allein. Niemand hätte sich wohl auch träumen lassen, daß ihr, die still und ruhig ihrer Wege ging, jemand nach dem Leben trachten würde.

Nur ein Motiv für das Verbrechen gab es, und das war Raub. Die alte Frau war nämlich sehr geizig gewesen. Trotzdem, wie gesagt, ihr Vermögen nur klein war, so verzehrte sie bei ihrem sparsamen Leben doch noch nicht die Zinsen davon, und in Leerwitz war es ein offenes Geheimniß, daß sie irgendwo in ihrem Häuschen, an einer Stelle, die ihr nur selber bekannt war, eine größere Summe Geldes versteckt hielt.

Nur einen Verwandten hatte sie, einen Neffen, dem es schlecht ging, und der sie manchmal besuchte. Man wußte auch, daß sie ihn bisweilen unterstützte. Sie begleitete aber ihre Unterstützungen immer mit langen Ermahnungen und Strafpredigten, und da ihre Zunge in der ganzen Gegend sehr gefürchtet war, so sprach Johannes Wiesner, so hieß der Neffe, nur selten bei ihr vor, und seit Monaten hatte er sich nicht in der Gegend blicken lassen. Sein Name wurde zwar aus Anlaß der Mordthat häufig erwähnt, aber alle waren sich darin einig, daß „er es nicht gewesen sein könne."

Um die Kosten für die Beleuchtung zu ersparen, suchte Frau Schlottke stets sehr zeitig die Ruhe auf, und das muß sie auch an jenem verhängnißvollen Abend gethan haben, denn man fand ihre Leiche neben dem Bette auf dem Boden liegen; um den Hals war ein Strick geschlungen, vermittels dessen sie erdrosselt worden war. Ihr Zimmer war in größter Unordnung; alles lag wirr durcheinander, die Schübe waren aufgezogen und ihr Inhalt auf dem Boden verstreut; ein Schrank, den sie stets verschlossen gehalten hatte, war aufgebrochen worden, und zwar allem Anscheine nach mit der Feuerzange aus der Küche, die daneben auf dem Boden lag.

Auf die Kunde von dem Verbrechen erschien aus der nächsten Kreisstadt die Kriminalpolizei in Gestalt eines Wachtmeisters und mehrerer Schutzleute.

Wachtmeister Zeidler war ein ruhiger, intelligent aussehender Herr, der schon viele Jahre im Dienste stand; dem es aber wohl seines stillen bescheidenen Wesens wegen bisher nicht geglückt war, eine höhere Stellung zu erringen. Er war aber ein tüchtiger Beamter und hoffte, daß vielleicht dieser Fall ihm Gelegenheit geben würde, sich hervorzuthun. Für Wissenschaft und Literatur hatte er stets großes Interesse gezeigt und gleich bei ihrem Erscheinen hatte er die „Abenteuer von Sherlock Holmes" mit einem wahren Feuereifer gelesen. So mancher seiner Kollegen hatte zwar diese Schilderungen als „phantastisch" und „nicht dem Leben entsprechend" bezeichnet, er aber hatte stets die Meinung vertreten, daß in Holmes' Methode ein gesunder Kern steckte, und daß als Detektiv er jedem Kriminalbeamten ein Lehrer sein könnte. Es hatte sich ihm indessen noch nie Gelegenheit geboten, seine Ansichten an einem praktischen Beispiele beweisen zu können. Er hoffte, daß die Zeit dazu gekommen sei, und wie die Folge zeigen wird, täuschte ihn diese Hoffnung auch nicht.

Zeidler untersuchte auf das genaueste das Haus und die Leiche, ohne daß er dabei eine Spur des Mörders entdecken konnte. Als er aber unter das Bett sah, fand er einen Spazierstock, von dem er annahm, daß der Mörder ihn fallen gelassen und später vergessen habe. Es war ein gewöhnlicher eichener Stock, an seiner dicksten Stelle, an der Krücke, etwa einen Zoll im Durchmesser haltend; die Krücke war ganz gewöhnlich gestaltet. Der Stock war sehr schmutzig und offenbar schon lange von seinem Besitzer getragen worden; wer aber dieser Besitzer war, wußte niemand. Keiner kannte den Stock oder konnte eine Vermuthung darüber äußern, wem er wohl gehören mochte. Nur so viel stand fest: Frau Schlottke hatte sich nie eines Stockes bedient nud daher konnte man mit Sicherheit annehmen, daß er dem Mörder gehörte.

Wachtmeister Zeidler war gerade mit einer eingehenden Prüfung des Stockes beschäftigt, als Polizei-Inspektor Pflüsthardt aus der Kreisstadt erschien. Pflüsthardt war das Gegenbild von Zeidler; er war ein prahlerischer, eingebildeter Herr, der alles im Sturm nahm oder wenigstens nehmen wollte, und der Zeidler mit seinem besonderen Hasse beehrte, weil dieser eigentlich an seiner Stelle hätte Polizei-Inspektor werden müssen.

„Haben Sie etwas entdeckt, Wachtmeister?" fragte Pflüsthardt.

„Weiter nichts als diesen Stock," antwortete Zeidler; „ich glaube aber, daß wir durch ihn auch den Mörder bekommen werden."

„Wieso?" fragte Pflüsthardt. Wem gehört er? Wissen Sie, was das für ein Mensch ist? Hat jemand den Stock erkannt?" Ein halb Dutzend Fragen in einem Athemzuge.

Ruhig antwortete Zeidler: „Ueber diesen Stock weiß niemand etwas."

„Das glaube ich," bemerkte höhnisch Pflüsthardt, „und um so einen schmutzigen, alten Stecken wie den hier, kümmert sich auch niemand. Hunderte solcher Stöcke gibt's im Dorfe, und wer den kennen soll, das möchte ich wissen."

Zeidler erwiderte nichts, sondern lächelte nur leise vor sich hin und nahm den Stock an sich.

Dann ging Pflüsthardt an seine Arbeit. Zunächst sammelte er „Fakten," wie er sich ausdrückte. Im ganzen Dorfe erkundigte er sich und jedem legte er so viele Fragen vor, bis ihm das bekannte Mühlrad im Kopfe herumging und schließlich war er selber so klug wie zuvor. Er hielt es jedoch für nothwendig, sich eine „Theorie" zu bilden, und wie er Herrn Zeidler mittheilte, ging seine „Theorie" dahin, daß Johannes Wiesner, der Neffe, der Mörder sei. Diesen jungen Mann wollte er auffinden und nichts würde er unversucht lassen, um ihn der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben.

Wachtmeister Zeidler mochte sich wohl auch eine Theorie gebildet haben, er schlug aber einen ganz anderen Weg ein wie sein Vorgesetzter. Ueberall forschte er, ob ein Fremder im Dorfe gesehen worden sei, niemand aber wollte einen gesehen haben. Er nahm daher an, daß der Mord von jemanden begangen worden sein mußte, der nicht allzu weit vom Thatorte wohnte. Er begab sich sodann zu Herrn Schulte, der einen Kaufmannsladen inne hatte, und mit dem vertiefte er sich in ein eifriges Gespräch. In Herrn Schultens Laden pflegten die Leute aus meilenweitem Umkreise ihre Einkäufe zu machen, und da jeder dort vorsprach, hatte Schulte Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten der Bewohner der ganzen Umgegend kennen zu lernen.

„Hören Sie mal, Herr Schulte," begann der Wachtmeister, „ich möchte Sie mal im strengsten Vertrauen sprechen, und Sie müssen mir Ihr Wort geben, nichts von dem, was ich Ihnen sagen werde, einem anderen mitzutheilen."

Schulte zollte dem Wachtmeister die größte Achtung und gern versprach er ihm das.

„Sie kennen die Leute hier in der Umgegend doch ganz genau," bemerkte Zeidler, „besser als ich oder sonst wer. Erinnern Sie sich vielleicht eines Mannes, eines kräftigen, schweren Mannes, der linkshändig ist, etwa 5 Fuß 7 Zoll mißt und die Gewohnheit hat, an seinem Stocke ein Bündel auf der Schulter zu tragen?"

Nach einigem Nachdenken erwiderte Schulte: „Nur eine einzige Kundin, die linkshändig ist, habe ich. Das ist Frau Musheim, die trägt aber keinen Stock."

„Nein, nein, lieber Herr!" widersprach Zeidler. „Ein Mann muß es sein, keine Frau."

Abermals dachte Schulte nach, und nach einer kleinen Pause entgegnete er: „Dann kann's nur noch der alte Fritze Krause in der früheren Oelmühle zu Volsdorf sein. Der ist linkshändig, und manchmal hat er die Einkäufe, die er bei mir gemacht hat, in sein Taschentuch gebunden und dann das Bündel an seinem Stocke auf dem Rücken getragen. Aber um Himmelswillen, Herr Wachtmeister, Sie halten doch etwa nicht den für den Mörder?"

„Sprechen wir nicht darüber," wehrte Zeidler ab, „wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?"

„Sonnabend Nachmittag gegen drei war er hier."

„Wie sah er aus?"

„So wie immer, mir ist nichts an ihm aufgefallen. Brummig ist er ja stets."

„Nochmals bitte ich Sie, von meinem Verdacht niemandem gegenüber etwas verlauten zu lassen," bat Zeidler beim Abschiede. „Der alte Krause mag ja vielleicht doch an dem Mord unschuldig sein, und wir wollen ihn nicht unnütz ins Gerede bringen."

Der „alte Krause" war ein etwa siebenundfünfzig Jahre alter Mann und wohnte mit seiner einzigen Tochter in einem Schuppen, der zu einer nicht mehr in Betrieb befindlichen Oelmühle gehörte, die eine gute halbe Meile von Leerwitz entfernt lag. Er kaufte Hasenfelle und dergleichen auf und verdiente sich schlecht und recht das, was er brauchte. Allgemein hielt man ihn für einen ehrlichen Kerl und mit der Polizei war er noch nie in Konflikt gekommen.

Unauffällig zog nun Wachtmeister Zeidler Erkundigungen über den „alten Krause", wie er gewöhnlich genannt wurde, ein und bald hatte er auch festgestellt, daß man Krause Freitag Abend um neun nach Leerwitz zu hatte gehen sehen; zurückkommen hatte ihn aber niemand gesehen. Nachdem sich Zeidler zuvor vergewissert hatte, daß der alte Mann nicht zuhause war, begab er sich nach seiner Wohnung und sprach dort seine Tochter. Um keinen Verdacht zu erregen, gebrauchte er den Vorwand, er wolle nur nachsehen, ob Krause's Hausirschein rechtzeitig erneuert worden sei. „Ich hätte ihn ja eigentlich Freitag Abend selber fragen können", meinte er, „ich sah ihn auf dem Wege nach Leerwitz, konnte ihn aber nicht mehr einholen".

„Ja," erwiderte die Tochter, „er war am Freitag Abend aus."

„Na, ich werde ihn wohl schon wieder einmal treffen. Adieu," rief Herr Zeidler und that so, als wollte er gehen, kam aber nochmals zurück. „Wann wird denn der Vater wieder hier sein, Marie?"

„Ich glaube so gegen halb acht, Herr Wachtmeister," antwortete sie, „er ist nach Gelmshausen gegangen."

„Apropos," fragte Herr Zeidler weiter, „haben Sie vielleicht einen alten Stock, den Sie mir leihen könnten? Ich habe mir ein bißchen den Fuß verstaucht nud mit einem Stocke könnte ich besser gehen."

„Es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können, Herr Wachtmeister," antwortete Marie. „Vater hatte ja zwei Stöcke, den einen aber hat er vergangene Woche verloren und jetzt hat er den andern genommen, so daß keiner da ist."

„Thut weiter nichts," antwortete Zeidler und hinkend, als ob er Schmerzen hätte, ging er davon. „Es wird schon auch so gehen."

„Ich hab' meinen Mann gefunden," dachte er bei sich, als er nach der Kreisstadt fuhr. Hier erwirkte er einen Haftbefehl gegen Krause und in Begleitung eines Schutzmanns fuhr er wieder zurück.

Gerade in dem Augenblick, als der „alte Krause" seine Wohnung betrat, nahmen sie ihn fest, und so erschreckt war er, daß er gar nicht einmal den Versuch machte, das Verbrechen zu leugnen, sondern dem Wachtmeister sofort angab, wo er das von Frau Schlottke gestohlene Geld versteckt hatte. Er hatte einst, so erzählte er, gesehen, wie die alte Frau eine größere Zahl von Zwanzigmarkstücken aufzählte, nud das hatte in ihm den Entschluß reifen lassen, sie zu bestehlen; er hätte ihr auch ganz gewiß kein Leid angethan, wenn sie nicht an jenem Freitag Abend, als er bei ihr eingebrochen war, ihn trotz seiner Verkleidung bei seinem Namen gerufen hätte. Er fürchtete sich vor der Strafe, nud deswegen sei er auf sie losgesprungen und habe sie „kalt gemacht."

Inzwischen hatte Inspektor Pflüsthardt den armen Johannes Wiesner verfolgt. In Kassel, seinem früheren Aufenthaltsorte, hatte er erfahren, daß er sich nach Bremen gewandt hatte, und als Pflüsthardt nach Bremen kam, hörte er, daß Wiesner in Hamburg sein sollte, und als er ihn glücklich in Hamburg traf, konnte Wiesner überzeugend nachweisen, daß er seit vier Wochen die Mauern Hamburgs nicht verlassen hatte, so daß Pflüsthardt selber einsah, daß Wiesner nicht der Mörder sein konnte. Wie seine Beamten erzählten, war der Herr Inspektor bei seiner Rückkehr gar „mächtig wild", und noch viel „wilder" wurde er, als er hörte, daß Zeidler, der Wachtmeister, den er immer so oben herab anzusehen pflegte, den wirklichen Mörder gefaßt hatte.

Gern hätte Pflüsthardt von Zeidler gehört, wie er auf Krauses Spur gekommen war und in ihm den Mörder erkannt hatte. Zeidler vertröstete ihn aber auf die Verhandlung, bei der er folgendes aussagte:

„Ich habe es mir zur Regel gemacht, auch auf die kleinste Nebensächlichkeit zu achten, und als ich den Stock fand, der in der Wohnung der Ermordeten zurückgeblieben war, sah ich ihn mir recht genau an. Er war aus Eiche, sehr schmutzig und in seiner ganzen Länge beinahe schwarz, nur oben an der Krücke war er durch das beständige Dagegenreiben der Hand und der Finger glatt und auch sauber. Es fiel mir auch auf, daß der Eindruck der Finger am Stocke auf der linken Seite tiefer ging als auf der rechten. Das bewies mir, daß der Mann, der sich des Stockes bediente, linkshändig war. Wenn Sie einen Stock mit solcher Krücke, wie dieser hier sie hat, zur Hand nehmen, so werden Sie sehen, daß der Zeigefinger der rechten Hand auf der rechten Seite des Stockes einen Eindruck macht; bei einem linkshändigen Manne würde der entsprechende Eindruck sich auf der linken Seite des Stockes befinden.

Ich maß den Stock genau und fand, daß der Mann, der sich seiner bediente, ungefähr fünf Fuß sieben Zoll groß sein mußte. Daraus, daß der Stock etwas gebogen war, schloß ich, daß sein Träger ziemlich schwer war und sich darauf zu stützen pflegte.

Aus einer glatten Stelle auf der Rückseite, ungefähr in der Mitte, folgerte ich schließlich, daß auf ihm oft ein Bündel über der Schulter getragen worden war und eine abgescheuerte Stelle auf der entgegengesetzten Seite in der Nähe der Krücke, um die der Knoten oder die Schleife des Bündels geschlungen war, bestätigte mir das.

Ich suchte sodann einen Mann ausfindig zu machen, der linkshändig, ziemlich schwer, fünf Fuß sieben Zoll groß war nud die Gewohnheit hatte, an einem Stocke über seinem Rücken ein Bündel zu tragen. Bei meinen sehr genauen Nachforschungen fand ich, daß der einzige linkshändige Mann in der Gegend, der dieser Beschreibung entsprach, nur der „alte Krause", der Angeklagte, sein konnte. Ferner stellte ich fest, daß man ihn in der Mordnacht nach Leerwitz zu hatte gehen sehen, und daß er einen Stock verloren hatte. Damit war für mich die Beweiskette geschlossen."

Zeidler nimmt jetzt bei der Kriminalpolizei der Residenz eine hervorragende Stellung ein.

Die erste Bahnfahrt.

Ein Dorfidyll von Leon Holly.

Großmutter oder „de Fru Kantern", wie sie im Dorfe, in dem ihr lieber Alter vierzig Jahre lang als Lehrer gewirkt hatte, allgemein genannt wurde, lebte in ihrem kleinen, von Epheu umsponnenen Häuschen ein behagliches, den Erinnerungen ihres Lebens geweihtes Dasein.

Großmutter war eine vom alten Schlage. Trotz ihrer fünfundsechzig verschmähte sie es, zu ihrem Schwiegersohn in die Stadt zu ziehen — einmal, weil sie sich vom Grabe ihres geliebten Alten nicht trennen mochte, und dann, weil sie der Meinung war, es sei besser, junge Leute für sich hausen zu lassen.

So lebte sie schlecht und recht von ihrer kleinen Pension in dem versteckten Dörfchen und erquickte den Abend ihres glück- und sorgenvollen Lebens an den Früchten der Liebe und Ehrerbietung, die der alte Kantor Zeit seines Wirkens heranzuziehen bestrebt gewesen.

Eigentlich konnte man ja auch von einer direkten Vereinsamung Großmutters kaum reden, hatte sie doch noch allerlei Lebendiges in ihrem kleinen Anwesen um sich: die Ziege, Hänschen, den Kanarienvogel, und den schwarzen Kater Hiddigeigei, welch' letzteren der verstorbene Kantor als ein stürmischer Verehrer Scheffels und seines „Trompeters" mit diesem klangvollen Namen geschmückt hatte.

Jahr und Tag vergingen, ohne daß ein irgendwie bemerkenswerthes Ereigniß diesen stillen Kreis gestört hätte, — höchstens, daß Hänschen sich im letzten Jahre beängstigend heftig gemausert hatte; aber auch das war schließlich gut abgelaufen.

Da brachte eines Tages ein Brief aus der Stadt Unruhe und Verwirrung in das stille Häuschen. Die Kinder baten inständig, Großmutter möchte doch nun endlich einmal zu ihnen in die Stadt kommen, und zwar ganz bestimmt zum nächsten Sonntag, an welchem sie ihren fünften Hochzeitstag festlich begehen wollten. Sie sollte sich von Schlachter Bartels, der einen Planwagen besaß, und als ehemaliger Schüler des Kantors diese Mission gern übernehmen würde, nach der nächsten Station der neugebauten Zweigbahn fahren lassen, und dann sollte sie mit der Eisenbahn weiter dampfen.

Großmutter schlug die Hände über dem Kopf zuammen. Im ersten Augenblick erschien ihr die Idee, in die Welt hinauszufahren wie ein junger Rekrut, ganz ungeheuerlich. Ihr ratloser Blick fiel auf Hänschen und wanderte weiter zu Hiddigeigei, der in philosophischer Gelassenheit auf der Ofenbank saß und schnurrte.

Nein, nein, sie konnte unmöglich fort! Was sollte denn aus diesen da werden? Und zur rechten Zeit erscholl wie ein warnendes Memento das Meckern der Ziege auf dem Hofe. Und außerdem: der Dampfwagen! Mit solch' einer Teufelskutsche sollte die alte Frau fahren — du lieber Himmel! In Großmutters Phantasie hatte sich der „Dampfwagen", von dem sie seit dem Bahnbau hin und wieder vernommen hatte, zu etwas Unheimlichem gestaltet, was man nach Möglichkeit fliehen müsse.

Aber Großmutter hatte nicht mit ihrem guten, alten und doch ewig jungen Herzen gerechnet! Ganz plötzlich ergriff sie eine seltsame Sehnsucht. Sie sah im Geiste ein süßes, blondes Lockenköpfchen, sah zwei winzige Händchen sich verlangend nach ihr ausstrecken und hörte ein helles Stimmchen: Oma, Oma! rufen, was Großmama heißen sollte.

Da war die schwierige Frage mit einem Male entschieden: Großmutter reist, — allen Dampfwagen und häuslichen Bedenken zum Trotz. Und mit jener Jugendfrische und Herzenswärme, die sich echte Frauengemüther bis ans Grab zu wahren wissen, ging sie ungesäumt an die Vorbereitungen zu der ereignißvollen Fahrt.

Erst ging sie zu Schlachter Bartels, um die Sache mit dem Wagen ins Reine zu bringen. Leider war da nichts zu machen, weil der Meister an demselben Tage auf den Sauhandel mußte und erst spät zurückkommen konnte.

Das entmuthigte jedoch Großmutter gar nicht — im Gegentheil! Ein wahrer Feuereifer war über sie gekommen, und ohne viel Federlesens faßte sie den Entschluß, den zweiundeinhalbstündigen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Erst ging sie noch zu einer Nachbarin und übertrug dieser die ehrenvolle Aufgabe, für ihre behaarten und gefiederten Lieblinge zu sorgen.

Endlich, nachdem sie noch verschiedene Bedenken und Reueanwandlungen tapfer überwunden hatte, kam der Tag heran, an dem die Abreise stattfinden sollte. In der Meinung, der „Dampfwagen" — unter welcher Bezeichnung sie sich ein omnibusartiges Vehikel vorstellen mochte — stände jederzeit zum Einsteigen bereit, hatte sich Großmutter nicht weiter nach der Abfahrtszeit erkundigt. Aber sie minte doch, es sei gut, wenn sie früh führe.

Vor Aufregung konnte sie die ganze Nacht nicht recht schlafen; um drei Uhr Morgens stand sie auf, versorgte die Thiere noch einmal ausgiebig mit Futter, und gegen vier Uhr schritt sie froh und munter in der Richtung nach der Station davon.

An dem einen Arm hielt sie die Reisetasche des Seligen; am andern Arm trug sie ihren Strickbeutel, und in der Hand hielt sie einen jener ehrwürdigen Regenschirme, die man im Thüringer Land mit dem Namen „Mussprie" zu kennzeichnen liebt. So schritt die brave „Fru Kantern" ordentlich jung und frisch in den heiteren Morgen hinein.

Gegen sieben Uhr langte sie auf der noch recht primitiven Station an, und richtig! da stand ja auch schon „der" Dampfwagen — denn daß es sich bei der Eisenbahn um eine ganze Reihe von Wagen handeln könne, daran hatte Großmutter natürlich nicht gedacht. Es fiel ihr auch nicht ein, ein Billet zu lösen; sie war überzeugt, daß schon jemand in den Wagen kommen und ihr das Fahrgeld abverlangen würde.

Auf dem Perron war kein Mensch zu erblicken, und um keine Zeit zu verlieren — die Sehnsucht nach ihrem Enkelchen wurde immer heftiger! — stieg Großmutter seelenruhig in den auf dem Rangirgeleise stehenden Wagen ein. Als sie erst einmal saß, athmete sie erleichtert auf; sie hatte sich die Sache doch viel aufregender und mit mehr Getöse verbunden vorgestellt.

Gott sei Dank, daß sie nun drin saß! Sie legte ihre Tasche neben sich auf die Bank, nahm ihr Strickzeug vor und begann emsig drauflos zu stricken.

Es dauerte gar nicht lange, so hörte sie draußen Stimmen, und gleich darauf setzte sich der Wagen sacht in Bewegung. Das gefiel Großmutter nun wirklich ganz gut, aber sie hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als ihr Kopf auch schon leise sich zu senken begann. Das ruhige Sitzen nach dem ungewohnt frühen und ausgedehnten Gang hatte sie eingeschläfert.

Währenddem hatten die Rangirarbeiter Großmutters „Dampfwagen" in den Schuppen geschoben und waren wieder davongegangen.

Die alte Dame hatte einen gesunden Schlaf; erst gegen elf Uhr Vormittags erwachte sie plötzlich infolge heftiger Hammerschläge in ihrer Nähe, und gerade, als sie sich die Augen rieb, trat ein Mann in blauer Uniform herein. Er sah die alte Frau mit ihrem Strickstrumpf sitzen und sagte verblüfft: „Herrje, Fraule, was mache Se denn da drinne?"

„Ach, ich fahr' nach Dingsleben zu meiner Tochter," entgegnete Großmutter treuherzig, „wir sind doch bald dort?"

„Ja, aber — Fraule!" rief der Rangirer, immer mehr verwundert, „sin Se schon lange hier hinne?"

„Na, so an die drei, vier Stunden müssen's wohl sein!" gab die Großmutter arglos zurück, aber plötzlich schien ihr etwas aufzufallen, denn sie fuhr hastig fort: „Sind wir denn schon da, oder was ist das . . . der Wagen fährt ja gar nicht mehr!?"

Da ging dem Manne ein Licht auf, und obgleich er mit Gewalt an sich halten wollte, mußte er doch hellauf lachen, was ihm freilich von Seiten der alten Dame einen vorwurfsvollen, erstaunten Blick eintrug.

Nun erklärte er ihr die Sachlage. Da saß Großmutter erst eine Weile fassungslos, dann aber machte sie gute Miene zum bösen Spiel und lachte herzlich mit ....

Aber schließlich kam sie doch noch zur rechten Zeit bei ihren Lieben in der Stadt an, denn bald darauf wurde der richtige Zug abgelassen. Man kann sich denken, daß es kein geringes Halloh gab, als Großmutter von ihrem ersten Reiseabenteuer schmunzelnd Bericht erstattete.

Kurirt.

Der Amtssekretär Lehmann ist aus einem kleineren Orte in eine größere Stadt versetzt worden. Der joviale, trinkfeste Mann findet am kollegialen Stammtische bald feuchtfröhlichen Anschluß. Nun hat er aber eine bedeutend ältere, zankfüchtige und knickerige Frau, die ihm jeden Schoppen nachrechnet. „Ach meine Herren," seufzt er eines Abends in vorgeschrittener Stimmung, „wie lange dauert es noch, und meine Alte ist mit der Einrichtung der Wohnung fertig! — Dann geht es hier wie anderwärts. Sie läßt mich nicht locker. Nehm' ich sie nicht mit, so kommt sie eben von selber mit an den Stammtisch, denn sie hat es bald 'raus, wo ich verkehre. Und dann hat die Gemüthlichkeit ein Ende."

Richtig. Am nächsten Abend schon lauert die Frau Amtssekretär dem Gatten beim Verlassen des Bureaus auf und ist nicht mehr abzuschütteln. Lehmanns sind die ersten am Stammtisch. Durch die Glasthüre bemerkt sie der Rendant Meier, der bald nach ihnen eintrifft. Die Kollegenfrau entspricht ganz dem Bilde, das er sich von ihr gemacht hat.

Aber Meier ist ein findiger Kopf. Auch jetzt kam ihm ein glücklicher Gedanke, wie man vielleicht den reizlosen Störenfried mit dem verkniffenen Zug im Gesicht ausräuchern könne. Er hält die allmählich eintreffenden Stammtischgenossen vor dem Eingang zurück und gibt ihnen ihre Instruktion. Dann betritt einer nach dem anderen in kurzen Zwischenpausen das Lokal und sagt nach erfolgter Begrüßung ehrfurchtsvoll zu Lehmann: „Herr Kollege, dürfte ich Sie bitten, mich Ihrer Frau Schwiegermama vorzustellen?"

Der Irrthum wurde natürlich von dem Amtssekretär, der sofort begriffen hatte, jedesmal berichtigt. Seine Gattin bezwang nur mit Mühe ihre Empörung und brach bald auf. Selbstverständlich mußte Lehmann mit ihr gehen. Aber am nächsten Abend kam er allein. Und dabei bli e ebb.
er allein. Und dabei blieb es.

Nackte Wirklichkeit.

Doktor: „Ihr Mann scheint am Säufer-Wahn zu leiden!"

Dame: „Von einem Wahn kann keine Rede sein, er säuft wirklich!"

Ein Zeitkind.

„. . . Ich verlange ja gar nicht, Karl, daß du der Erste bist — aber der Letzte brauchst du deshalb doch nicht zu sein!"
„Weißt du, Papa, ich hasse eben die Mittelmäßigkeit!"